

Zeitschrift: Blätter für bernische Geschichte, Kunst und Altertumskunde
Herausgeber: Historischer Verein des Kantons Bern
Band: 3 (1907)
Heft: 1

Artikel: Schädelkuriosa im Bernischen Historischen Museum
Autor: Wiedmer-Stern, J.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-177004>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



BLÄTTER·FÜR·BERNISCHE·GESCHICHTE, KUNST·UND·ALTERTUMSKUNDE·

R. MÜNCHER

Heft 1.

III. Jahrgang.

Februar 1907.

Erscheint 4mal jährlich, je 4—5 Bogen stark. **Jahres-Abonnement:** Fr. 4.80 (inklusive Porto).

Jedes Heft bildet für sich ein Ganzes und ist einzeln käuflich zum Preise von Fr. 1.50.

Redaktion, Druck und Verlag: Dr. Gustav Grunau, Falkenplatz 11, Bern, Länggasse.

Schädelkuriosa im Bernischen Historischen Museum.

Von J. Wiedmer-Stern.



scheint es eine merkwürdige Tatsache zu sein, dass der Mensch in vereinzelten Fällen auf einer gewissen Kulturstufe dem Kannibalismus, der Menschenfresserei fröhnt, wofür die Völkerkunde ja übergenug Beispiele liefert, so darf es uns nicht verwundern, Spuren solcher Gebräuche unter den älteren Resten, die er in Europa hinterlassen hat, ebenfalls anzutreffen.

Die einwandfreien Dokumente, welche den Beweis dafür liefern, sind allerdings nur Knochen, menschliche Skelettreste, die sich aber nicht in Gräbern vorfinden, sondern vermischt mit Knochen von Tieren, die zur Nahrung gedient hatten, und zwar sind die Röhrenknochen aufgeschlagen, wie diejenigen der Tiere, denen man das leckere Mark entnommen, ja zum Teil zeigen sie sogar deutliche Spuren einer vor-

genommenen Röstung. Solche Ueberreste fanden sich, um nur einige Beispiele herauszugreifen, in den Grotten und Höhlen von Lourdes, Gourdan, Bruniquel, Montesquieu-Avantès, in den Pyrenäen etc.

Gehören einzelne dieser Funde der älteren Steinzeit an, so z. B. die von Krapina, so hat doch auch die jüngere Steinzeit in Italien, Portugal, Algier etc. Belege derselben Art geliefert, Frankreich dagegen, dem jene ältern Funde vorwiegend angehören, tritt in dieser vorgerückteren Periode nur selten mehr mit Menschenfresserei auf.

J. Lippert (der Seelencult, Berlin 1880) hat in einer sehr eingehenden Studie dargetan, dass die Menschenfresserei im Grunde weniger die Stillung des Hungers bezwecke, als vielmehr ein Auswuchs mannigfacher, abergläubischer Vorstellungen sei, deren vorwiegende darin bestehet, dass der Kannibale sich die Seele und Kraft seines Opfers durch Verspeisung des Körpers oder einzelner Organe aneignen wollte. Als durchschlagender Beleg für diese Auffassung gilt vor allem das Resultat des Studiums recenter oder geschichtlich beglaubigter Anthropophagie bei Völkern, die weit auseinander wohnen und bei denen eine Uebertragung der abergläubischen Vorstellungen ausgeschlossen ist, veranlasst die gleiche Idee doch auch ganz verschiedene Stämme, bestimmte Tiere nur dieser Anschauung zuliebe gelegentlich zu verspeisen. Bei den Höhlenbewohnern Frankreichs kann auch die bittere Not, der Hunger schlechtweg, nur selten eine Rolle gespielt haben in einem Grade, der zu solcher Widernatürlichkeit getrieben hätte; denn das Wild war reichlich vorhanden und dass sie es zu erlegen verstanden, lehrt uns eine ganze Reihe untrüglicher Beobachtungen. Zu guter Letzt war auch die Kulturstufe, die sie erreicht, schon eine derartige, dass der Erfindungsgeist sich nicht mehr bloss mit dem schlechtweg Notwendigen in der Auffertigung von Waffen und Geräten befasste, sondern Zeichnungen und Schnitzwerke auf Knochen und Horn beweisen eine bewundernswerte Kunstfertigkeit; so hat z. B. gerade die erwähnte Höhle von Bruniquel einige der vollendetsten Proben auf diesem Gebiete geliefert, so dass als einzige Deutung barbarischer Sitten in demselben Kulturkreise abergläubische Vorstellungen übrig bleiben. Es ist im Gegenteil geradezu auffällig, dass nicht die ältesten Ueberreste, die Funde von Krapina ausgenommen, die Beweise für Menschenfresserei in sich bergen, sondern dass sie sich im Nachlass jener Perioden finden, welche bereits relativ weit vorgeschritten waren. Auch scheint der Kannibalismus nie ein allgemein verbreiteter Gebrauch gewesen, sondern nur lokal ausgeübt worden zu sein.

Eine andere auffällige Erscheinung, die in der jüngern Steinzeit zur Blüte gelangt ist und füglich als eine viel mildere Form gelten kann für einzelne Vorstellungen, welche der Menschenfresserei zugrunde gelegt werden, tritt uns entgegen in der Sitte, Teile des menschlichen Skelettes zu bearbeiten und aufzubewahren. Immerhin dürfte der Zusammenhang zwischen Anthropophagie und dieser letztern Sitte nicht ein rein direkter sein; denn, wenn auch der Glaube zugrunde gelegen haben mag, dass bestimmten Körperteilen auch bestimmte Kräfte weiterhin innewohnen und sich übertragen, so ist, gestützt auf noch lebende Beispiele, wohl auch oft der Gedanke an eine schützende Wirkung solcher Objekte gegen böse Geister und Krankheiten mitbestimmend gewesen: damit war das Amulett entstanden. Auch an Ahnenkult liesse sich denken.

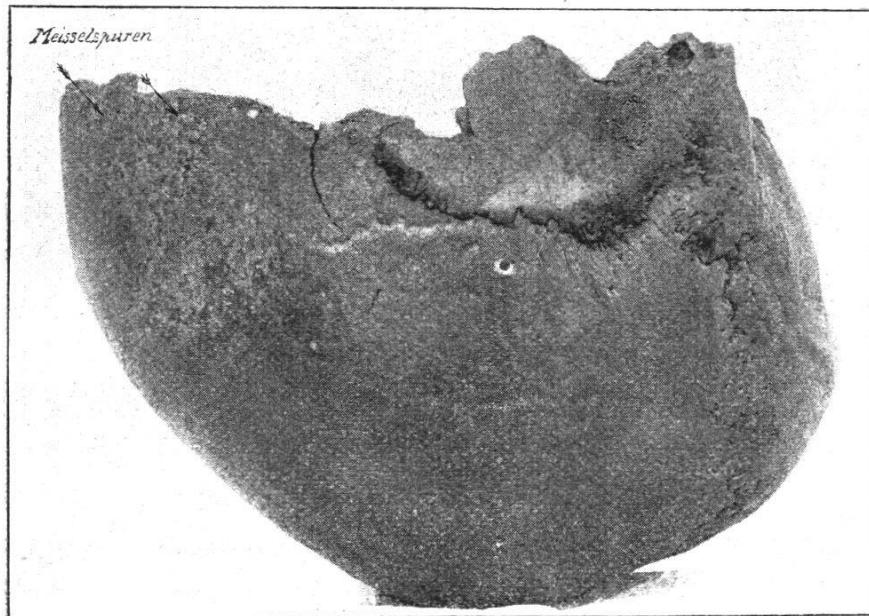


Fig. 1.

Schale aus menschlichem Schäeldach (Pfahlbau Schaffis).

Fehlen uns in der Schweiz bisher einwandfreie Beispiele von Kannibalismus, so besitzen wir dafür Belege jener milderer Sitte, welche Teile des Toten in verschiedener Form weiterverwendete. Die steinzeitlichen Pfahlbauten von Schaffis, Lüscherz und Sutz am Bielersee haben je ein menschliches Schäeldach geliefert, von dem Stirn und Basis horizontal durch deutlich sichtbare Schnitte mit einem Steinwerkzeug abgetrennt worden waren, so dass die verbleibende Kapsel in umgelegtem Zustande ein Gefäss, eine Schale bildet. Die beiden

erstgenannten Stücke von Schaffis und Lüscherz (Fig. 1 und 2) sind im Bernischen Historischen Museum, jenes von Sutz kam mit der Sammlung Gross nach Zürich. Solche Gefässer, deren Bedeutung in mancher Hinsicht rätselhaft bleibt, da ihre Verfertiger ja die Töpferei kannten und also nicht aus rein praktischen Gründen zu diesem Aus-hülfsmittel zu greifen brauchten, fanden sich auch mehrfach mit steinzeitlichen Resten zusammen in Frankreich und vor allem bis in unsere Zeit bei einigen australischen Völkern. Bei den letztern handelt es sich nicht etwa um die Schädel überwundener Feinde, sondern um solche der nächsten Anverwandten, die eines natürlichen Todes gestorben waren. Doch gibt uns dies keine weitere Erklärung zu den

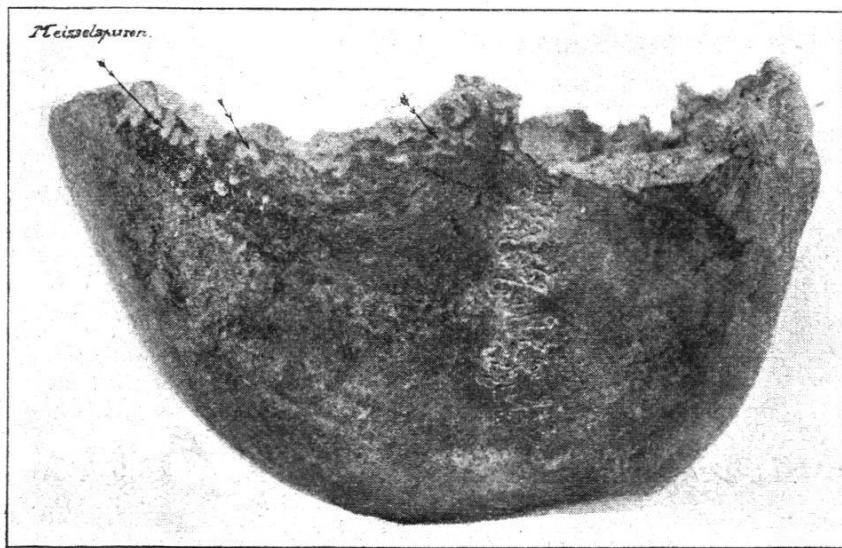


Fig. 2.
Schale aus menschlichem Schäeldach (Pfahlbau Lüscherz).

vorgeschichtlichen ähnlichen Funden aus Europa. Dass noch in historischer Zeit bei vielen Völkern aus den Schädeln erschlagener Feinde Trinkgefässer verfertigt wurden, sei nur nebenbei bemerkt. Eines der bekanntesten Beispiele zeigt die Geschichte des Langobardenkönigs Alboin.

Eine andere und zierlichere Art solcher Ueberbleibsel bilden die durchbohrten Scheibchen aus menschlichem Schäeldach. Als Erster hat Prunières im Jahr 1873 auf das Vorkommen dieser seltsamen Gegenstände in Gräbern der jüngern Steinzeit aufmerksam gemacht und zugleich an Hand von Schädeln festgestellt, dass schon in jener weit zurückliegenden und an chirurgischen Hülffmitteln armen Zeit Trepanationen ausgeführt wurden. Er hatte — und nach ihm de Baye,

Broca u. a. — Schädel gefunden, deren Dach länglich-runde Oeffnungen verschiedener Grösse aufwies. Die Ränder dieser Oeffnungen waren sehr sorgfältig und regelmässig hergestellt, zumeist nach innen etwas abgeschrägt, so dass von vorneherein die Idee ausgeschlossen war, als handle es sich dabei um Merkmale von Verletzungen. Denn ein auch mit der grössten Wucht und einem haarscharf geschliffenen Instrument geführter Hieb würde niemals eine Wunde von so glatter Umrandung zustande bringen. Reichliches Vergleichsmaterial widerlegte denn auch bald die Einwendungen, welche anfangs gegen die absurd erscheinende Behauptung Prunières erhoben wurden und heute herrscht auch nicht der leiseste Zweifel mehr, dass zur Steinzeit sowohl den Schädeln Lebender, als solchen von Toten mit grosser Kunstoffertigkeit — man bedenke auch, dass jenen Chirurgen nur Instrumente aus Stein zur Verfügung standen und wohl keinerlei Betäubungsmittel angewendet wurden — regelmässig geformte Stücke entnommen wurden. Geschah die Operation am Lebenden (es sind mehrere Schädel mit vernarbteten Wundrändern bekannt; der Patient hat also den Eingriff überstanden), so handelt es sich zweifellos um Behandlung zu Heilzwecken, wie die Trepanation auch heute noch angewendet wird. Wurden die Schädelstücke aber einem Toten entnommen, so geschah dies wohl in der ausschliesslichen Absicht, Amulette zu gewinnen, über deren Bedeutung in Vorstehendem das Nötige bereits gesagt wurde.

Solche Amulette kamen in steinzeitlichen Gräbern und Höhlen in Frankreich, Deutschland, Dänemark, Oesterreich etc. mehrfach vor, sie fanden sich vereinzelt und selten auch in schweizerischen Pfahlbauten. Unser Museum besass bisher ein Stück von Guévaux, ein zweites, vielleicht schon der Bronzezeit angehörig, von Montilier, beide also aus dem Murtensee. Ein drittes Stück, in Privatbesitz, stammt aus dem Pfahlbau Concise (Neuenburgersee). In einer Privatsammlung, die das Bernische Historische Museum nun kürzlich erwarb und die zufällig ebenfalls fast ausschliesslich Gegenstände aus der letztgenannten Station (Concise) umfasst, befand sich eine in der Schweiz einzige Serie solcher Objekte. Der Umstand, dass die Kollektion sehr sorgfältig an Ort und Stelle angelegt worden war und ihr erster Besitzer über jeden einzelnen Gegenstand mit der Geduld und Gewissenhaftigkeit eines ernsten Liebhabers und ziemlich guten Kenners Buch führte, verleiht dieser im ganzen nicht sehr umfangreichen Sammlung noch ein besonderes Interesse.

Ausser den üblichen Steinbeilen, Knochenmeisseln etc. enthielt sie einige hübsche Ziergehänge aus Stein, einige Pfriemen kleinster und zierlichster Form aus Nephrit, vor allem aber menschliche Ueberreste: Ein Schädeldach mit schwerer, völlig ausgeheilter Verletzung (Beilhieb?); ferner die Bruchstücke eines ganzen Skelettes, das einem sehr starken Feuer ausgesetzt gewesen sein muss, denn die Knochen sind beinahe weissgebrannt. Bei diesem Skelett nun, das in einer um-

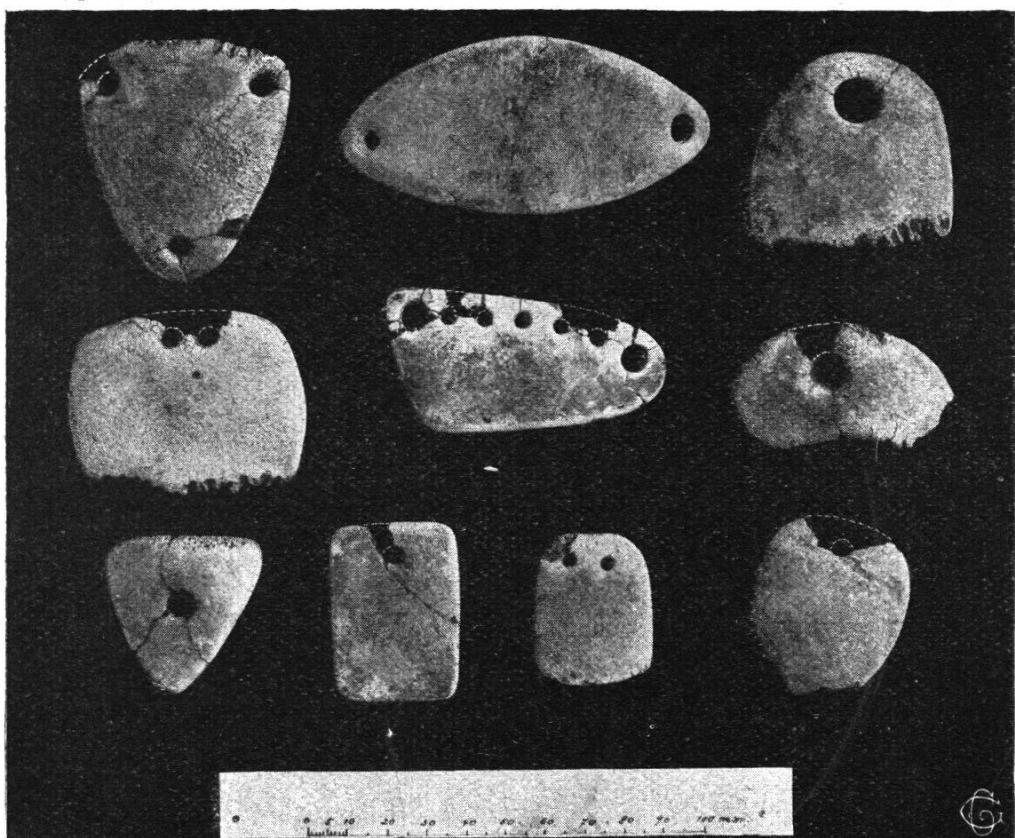


Fig. 3.

Amulette aus menschlichem Schädeldach aus dem steinzeitlichen Pfahlbau Concise.

fangreichen Brandschicht, dem Schutte des durch Feuer zerstörten Dorfteiles, eingebettet lag, fanden sich nicht weniger als zehn dieser merkwürdigen Gegenstände (Fig. 3), nebst drei Steinbeilen, alles durch ein heftiges Feuer förmlich kalziniert. Durch alle diese Umstände ist die Zusammengehörigkeit des Fundes mit aller Deutlichkeit erwiesen; ebenso machte es die Verbrennung unmöglich, dass später in irgendwelcher Absicht an den einzelnen Stücken hätte „nachgeholfen“ werden können, wie es bei derartigen Gegenständen nicht gar selten geschieht.

Die geringste Verletzung der ursprünglichen Oberfläche durch Abbröckeln dünner Teile entblösst einen schwarzen Kern, so dass also hier die Möglichkeit nicht vorliegt, dass die zur Aufnahme einer Schnur oder eines andern Befestigungsmittels angebrachten charakteristischen Löcher nachträglich gebohrt sein könnten.

Der Rand der Scheibchen, die verschiedenen Gegenden eines oder mehrerer Schädel entnommen sind, ist sorgfältig abgeschliffen, wo er nicht, wie bei Nr. 1, 3 und 4 der Fig. 3 auf eine natürliche Naht fiel, die merkwürdigerweise stehen gelassen wurde. Die runden Löcher sind offenbar, wie erwähnt, dazu bestimmt gewesen, ein Aufreihen der Plättchen auf eine Schnur und deren Verwendung als Halsschmuck zugleich zu ermöglichen, entsprechend ähnlichen Funden in Frankreich, wo solche Scheibchen am Halse der Bestatteten lagen.

Ist es angesichts des zierlichen Schmuckes aus anderem Material, über den die Pfahlbauer von Concise verfügten und mit dem sich der äussern Schönheit nach diese Scheibchen nicht entfernt messen können, nicht denkbar, dass es sich hier um Zierraten schlechtweg handelt, so dürfen wir diesem Funde unbedenklich die oben erwähnte abergläubische Bedeutung beimesse. Nebenbei bemerkt haben sich solche Schädelscheibchen in sprechender Verwendung mehrfach selbst in Gräbern der zweiten Eisenzeit in Frankreich gefunden; das eine Mal war ein solches Amulett auf einen Halsring aus Bronze gezogen, ein anderes Mal waren deren zwei oben auf dem Helm eines Kriegers befestigt, wohl um den Träger vor feindlichen Streichen zu schützen.

Fehlen nun zwar unserer reichen Sammlung solche Amulette aus der zweiten Eisenzeit (Latène-Periode), so fanden sich doch im Gräberfeld von Münsingen zwei trepanierte Schädel. Bei dem einen (Fig. 4) mag es dahingestellt bleiben, ob die Operation nach dem Tode vorgenommen wurde; wahrscheinlicher ist, dass der Patient sie nicht überstanden hat, denn die sehr sorgfältig geschnittenen Ränder der beiden Oeffnungen zeigen keine Spur von Neubildung, resp. Vernarbung. Ganz anders verhält es sich mit dem zweiten dieser in jeder Hinsicht hochinteressanten Belegstücke (Fig. 5). Hier zeigen sich sehr feine Sprünge im Schädeldach, ausstrahlend von der später durch Trepation hergestellten Oeffnung. Es sind dies die Anzeichen eines vorgängig entstandenen Schädelbruches, der durch den chirurgischen Eingriff insofern mit Erfolg behandelt wurde, als der Patient nachher noch geraume Zeit gelebt haben muss, denn der ganze Umfang der Oeffnung zeigt

sehr schöne Vernarbung. Neuerdings, beim sorgfältigen Zusammensetzen derjenigen Schädel aus dem Gräberfeld von Münsingen, welche durch den

Erddruck zerbröckelt waren, gesellte sich zu diesen beiden Belegen ein dritter, dessen Knochensubstanz allerdings nicht mehr so solid und gut erhalten ist; doch lässt sich auch an ihm der künstliche, eirunde Ausschnitt nicht verkennen.

Alle diese Einzelheiten, Gefäße, Amulette und Trepanationen sind nun zunächst allerdings Kuriosa, weiterhin und hauptsächlich aber Dokumente aus einer Vorstellungswelt, in der wir den Ursprung der Religionen zu suchen haben und die, nach Analogien zu urteilen, jedes Volk in einem gewissen Kulturstadium zu durchlaufen hatte; die Bibel belehrt uns z. B. einwandfrei darüber, dass den Juden in früher Zeit Menschenopfer nicht unbekannt waren und die Auffassung des Kannibalen, dass durch Ver-

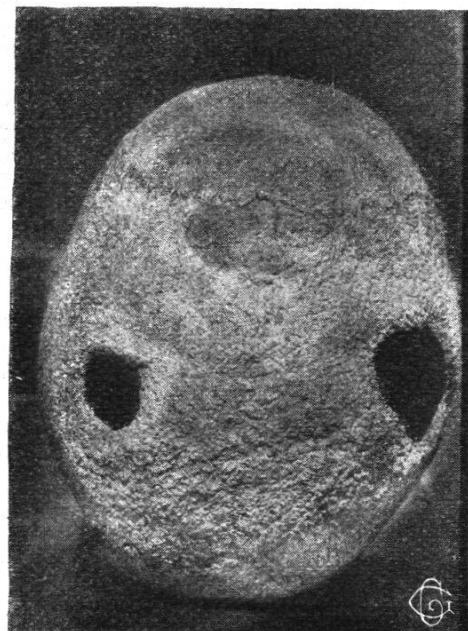


Fig. 4.

Doppelt trepan. Schädel von Münsingen. II. Eisenzeit (400—58 v. Chr.).

speisung von Körper und Blut des Opfers dessen Seele und Kraft auf den Verspeisenden übergehe, klingt, wenn auch von einem andern und viel höhern Standpunkte aus, selbst im Abendmahl der christlichen Kirche nach. Diese Tatsache oder vielmehr ihre Betonung hat für jene symbolische Handlung durchaus nichts Entwürdigendes; denn schliesslich — und das ist das Grossartige und Auffällige — hat sich bei der Menschheit des ganzen Erdballs schon in sehr früher Zeit ein auf das Religiöse gerichteter Zug geoffenbart, der freilich, wie bereits erwähnt, erst allmählich aus barbarischem Aberglauben sich entwickeln



Fig. 5.

Trepanierter Schädel von Münsingen. II. Eisenzeit (400—58 v. Chr.).

ein auf das Religiöse gerichteter Zug geoffenbart, der freilich, wie bereits erwähnt, erst allmählich aus barbarischem Aberglauben sich entwickeln

musste zu dem, was wir heute unter Religion verstehen. Im Feuer der Kultur wurden die Vorstellungen nach und nach gereinigt und vergeistigt; aber mit der Kraft und Nachhaltigkeit einer Jugenderinnerung zieht sich bis weit hinauf die vielfach veränderte, aber nicht zu verkennende Erinnerung an den ursprünglichen Zustand oder an dessen markanteste Aeusserungen. Ja, einzelne Anklänge lassen sich im heute noch lebenden Aberglauben längst christianisierter Kulturvölker direkt nachweisen; es sei nur an die Rolle erinnert, die der menschliche Schädel bei allerhand Beschwörungen spielt und an die in graue Vorzeit zurückgehende Auffassung, dass dem Toten für seine Reise ins Jenseits Speise mitgegeben werden müsse. Ist doch aus den letzten zwanzig Jahren nachzuweisen, dass selbst im Kanton Bern noch heimlich Brot und Käse in den Sarg gelegt wurden. Es soll die Erwähnung dieser Tatsache keinerlei Spott enthalten, sondern nur wieder einmal zeigen, wie zäh und tief solche primäre Auffassungen und Gebräuche wurzeln.

Und dieser selben geheimnisvollen Vorstellungswelt in einer weit zurückliegenden Zeit gehören die vorhin beschriebenen „Schädelkuriosa“ an; sind sie auch nicht prunkvoll in ihrem Aeussern, so zählen sie als stumme Dokumente primitiver Religiosität doch zum Interessantesten, was die reiche archäologische Sammlung des bernischen historischen Museums besitzt.

Notizen über einige Skulpturen an der Münsterkirche zu Bern.

Von G. Loumyer, Bern.



Die Reliefbilder, welche das Gewölbe des Münsterportals zu Bern schmücken, bieten, abgesehen von ihrem ästhetischen Werte, auch sonst ein ganz besonderes Interesse dar. Wir meinen die in ihnen enthaltene Symbolik, die von den Kunstkennern bisher noch nicht genügend berücksichtigt worden zu sein scheint, und die wir deshalb etwas eingehender besprechen möchten.

Dieser Skulpturen gibt es im ganzen 21; sie haben einen Durchmesser von je 50—70 cm und befinden sich an den Kreuzungspunkten